

# Die kulturelle Sicht der technischen Kommunikation im Familienleben

## Berichte und Erzählungen



**Virtuelles Europäisches Kulturzentrum**

Wohnkultur/Familienleben Dresden

Thema: technische Kommunikation

Bearbeitung: Hans-Christian Schilling

Arbeitsstand: Dienstag, 2. Februar 2010

# **Die kulturelle Sicht der technischen Kommunikation im Familienleben**

## **Berichte und Erzählungen**

### **Inhalt**

1. Rudi Strahl; Warum ich kein Telefon habe
2. Artikel von Herrn Dr. Erhard Liebscher
3. Treff an der Telefonzelle 1965
4. Das Telegramm 1960
5. Schriftverkehr zum Fernsprechauftrag
6. Pressemitteilungen
7. Geschichten
  - \* Deutschlandtreffen und ein Telefonat aus Berlin
  - \* Es brennt!

Weiter siehe Heft - Technische Entwicklung und Zusammenhänge

## 1. Rudi Strahl; Warum ich kein Telefon habe

Immer wieder fragt man mich, warum ich kein Telefon habe. Man unterstellt mir geschäftliche Gleichgültigkeit und menschliche Borniertheit, man verdächtigt mich der Furcht vor Leuten, von denen ich Geld oder Bücher gepumpt habe. Nichts davon trifft zu. Ich hatte ja auch ein Telefon, aber ich habe es abgeschafft. Und zwar deshalb:

Irgendein boshafter kleiner Zahlenteufel schien an meiner Telefonnummer einen Narren gefressen zu haben. Jedenfalls riefen mich dauernd wildfremde Leute an, die eigentlich mit der Bar »Zur Weißen Maus« telefonieren wollten.

Anfangs war ich stets bemüht, den Irrtum freundlich aufzuklären. Ich beteuerte, mit der »Weißen Maus« nicht das geringste zu tun zu haben - außer vielleicht, daß ich dort gelegentlich selber einkehrte. Doch nur die wenigsten Anrufer begnügten sich mit dieser Erklärung. Die meisten sagten, ich solle nicht solchen Quatsch erzählen, sondern ihnen einen hübschen Tisch reservieren und fünf Flaschen Sekt kalt stellen lassen, aber sowjetischen! Andere hängten wortlos ein - um Sekunden später noch einmal anzuläuten. Dann wurden sie freilich böse und nannten mich einen unverschämten Kerl. »Scheren Sie sich aus der Leitung, Sie Nieswurz!« Aber gleich darauf hatten sie mich zum drittenmal an der Strippe! Die »Weiße Maus« ist eine außerordentlich beliebte Bar. Entsprechend hoch war die Zahl der Anrufer, denn höchstens jeder siebzehnte ließ sich nicht vom Zahlenteufel die Sinne verwirren. Manchen Abend wurde ich bis zu hundertdreißigmal angerufen, sogar von Ausländern, die kein Wort Deutsch verstanden. Als ob die nicht auch ohne Vorbestellung in die »Weiße Maus« gekommen wären!

Nach Sonn- und Feiertagen war ich oft so erschöpft, daß ich das Bett hüten und der Arbeit fernbleiben musste. Mein Chef meinte natürlich, das käme vom Saufen und nicht vom Telefonieren, aber gerade er rief mich mindestens zweimal wöchentlich an und erkundigte sich vertraulich: »Na, Charly - wie isses denn mit 'ner Flasche Pliska oder so?« Und wehe, wenn ich sagte, das wüßte ich nicht! »Ein Jammer!« rief er dann wütend. »Wie ihr eure besten Kunden behandelt!« Eines Tages bat ich meine Freunde und Bekannten, abends nicht mehr anzurufen. Und dann zog ich einfach den Stecker aus der Dose und verlebte einen gemütlichen Abend mit meiner Familie. Doch schon am nächsten Morgen kam ein Kollege vom Hauptpostamt und ermahnte mich ernst und dringend, das nicht noch einmal zu tun. Ich könne die Kalamität allenfalls dem Kundendienst aufhalsen, dort würde man mit ganz anderen Sachen fertig. Denkste - nach drei Tagen hatte der Kunden dienst die Nase voll und verklagte mich wegen groben Unfugs. Resignierend verbarrikadierte ich mein Telefon in alle Kissen, Decken

und Teppiche unseres Haushalts. Die Wohnung wurde schrecklich kahl und ungemütlich - das schrille Läuten jedoch fraß sich durch jede Dichtung. Außerdem froh ich des Nachts ohne Federbett, aber ich wagte nicht, es vom Telefon zu entfernen. Wer will mir verübeln, daß ich jetzt versuchte, die unwillkommenen Anrufer durch eine Radikalkur zu heilen? Kurz, ich nahm fortan alle Bestellungen entgegen und sicherte jedem Anrufer den schönsten Platz zu, der in der »Weißen Maus« vorhanden sei. Jawohl, sie könnten auch den Besuch aus Coswig mitbringen. Dreizehn Personen? Aber bitte sehr. Auch ließ ich mir - das heißt der »Weißen Maus« - siebenhundert Flaschen Mehrfruchtwein aufzuschwatzen, den der Konsum zurückgewiesen hatte; er war etwas vergoren. Macht nichts, Kollegen. Wird als Bowle verscheuert.

Nur aus Selbstachtung verschweige ich, was mir diese und andere Unbesonnenheiten einbrachten. Ein paar fröhliche Holzfäller aus dem Erzgebirge fanden als verhinderte Gäste der »Weißen Maus« die Muße, meine Adresse zu ermitteln. Als ich das Krankenhaus verlassen durfte, erwarteten mich zu Hause die siebenhundert Flaschen Mehrfruchtwein nebst Rechnung des Getränkekontors.

Schon erwog ich, den Mehrfruchtwein in die Badewanne zu gießen, um mich darin zu ertränken - da endlich kam mir die rettende Idee. Und stehenden Fußes ging ich zum Hauptpostamt, um unter Darlegung aller Mißlichkeiten eine neue Nummer zu erbitten. Sogar ein Oberpostrat lachte sich halbtot, was dort bestimmt nicht alle Tage vorkommt. Aber ich erhielt eine neue Nummer und schritt frohen Herzens nach Hause. Das Telefon knackte bereits - offenbar wurde gerade die neue Nummer eingebaut. Dann war einen Augenblick Stille. Ich atmete auf.

Plötzlich aber läutete es so wild wie zuvor. Und als ich erschrocken den Hörer abnahm, brüllte mir eine fremde Stimme ins Ohr: »Na, endlich! Dauernd besetzt bei Ihnen! Sie könnten ruhig ein bißchen schneller spüren - als Reichsbahnauskunft!«

## **2. Artikel von Herrn Dr. Erhard Liebscher**

### **Bemühungen um ein Telefon, das zur Quelle eines Verdachtes wurde**

In der Zeit der politischen Wende 1989/90 hagelte es an kritischen Äußerungen über die Verhältnisse in der DDR. Vieles Gesagte und Geschriebene war zutreffend, viele Behauptungen sprachen für Unkenntnis oder sie entsprangen

der Fantasie. Es stimmte z.B., dass das Telefonnetz der DDR technisch veraltet war und dass mit der verfügbaren Zahl an Anschlüssen nur ein Bruchteil des gestiegenen Bedarfes gedeckt werden konnte. Ich war aber fast erschrocken, als mir eine junge Frau provozierend erklärte: „Wer in der DDR privat ein Telefon hatte, der war bei der Stasi“. Ja - ich hatte einen privaten Telefonanschluß, ich war aber nicht bei der Stasi. So stand ich jetzt plötzlich im Verdacht, politisch hochgradig belastet zu sein. Wie ich aber tatsächlich zum privaten Telefonanschluß kam, das kann ich noch heute anhand meiner gesammelten Unterlagen belegen.

In den ersten 20 Jahren nach meiner Berufsausbildung hatte ich kein Telefon und brauchte es auch nicht unbedingt. Es gab in meinen Wohngebieten öffentliche Fernsprecher. Dort musste man sich manchmal anstellen, aber man kam damit zurecht. Im Übrigen tat ich das, was hunderttausend Bürger auch taten: Ich benutzte in besonderen Fällen das volkseigene Telefon am Arbeitsplatz. An Verwandte und Bekannte schrieb ich Karten und Briefe, wie das zu alten Zeiten auch üblich war.

Im Jahre 1975 übernahm ich den Aufbau und die Leitung eines wissenschaftlich-technischen Zentrums im Bereich des Ministeriums für Glas- und Keramikindustrie und verlegte deshalb unseren Wohnsitz nach Dresden. Mein Schreibtisch stand in Radebeul, meine Arbeitsorte befanden sich aber im Territorium zwischen Ilmenau, Weißwasser und Schwerin. Jede Woche war ich mehrere Tage unterwegs. Die Reisen in der DDR verlängerten sich zunehmend mit der Kürzung der Benzinkontingente seit Anfang der achtziger Jahre. Das hatte zur Folge, dass ich oft bei Antritt einer Dienstreise die genaue Rückkehr nicht voraussagen konnte. So wurde meine Wohnung zum Hotel. Der „Leiterin“ meiner privaten „Rezeption“ konnte ich auch nicht im Nachhinein mitteilen, wann ich mein „gebuchtes Zimmer“ wieder beziehen werde, denn sie hatte kein Telefon. In unserem Dresdner Wohnblock in der Riesaer Straße hatte nur eine Mieterin - eine ältere Dame - einen Telefonanschluß. Weil sie in unserem Haus wohnte, lebte ich in der Hoffnung, ich könnte doch bei dringendem Bedarf über ihr Telefon mit meiner Frau in Verbindung treten. Ich habe es aber nur einmal versucht. Weil ich den Hausfrieden nicht noch einmal stören wollte, unterließ ich es.

- Nach einer persönlichen Vorsprache beim Fernmeldeamt beantragte ich am 01.10.1978 einen Hauptanschluss. Am 11.10.78 teilte mir das Amt mit, dass

auf absehbare Zeit keine Realisierbarkeit besteht, weil die verfügbaren Kapazitäten nicht ausreichen.

- Der für mich zuständige stellvertretende Minister, Heinrich Meier, schrieb nach mehreren erfolglosen Versuchen, mich an den Wochenenden zu erreichen, am 28.07.1979 an den Leiter des Fernmeldeamtes Dresden und bat um eine Lösung des Problems. Mit Schreiben vom 06.09.79 teilte der Leiter des Fernmeldeamtes dem Minister mit, dass die Dringlichkeit meines Telefonanschlusses anerkannt wird, aber die technischen Voraussetzungen nicht gegeben sind. Mein Antrag werde aber vorgemerkt.
- Am 11.09.1980 erinnerte ich das Fernmeldeamt erneut an die Dringlichkeit meines Antrages. Am 21.10.80 wurde mir mitgeteilt, dass die Realisierung meines Antrages erneut geprüft werde. „Bis dahin bitten wir Sie, sich zu gedulden“ - so lautet der letzte Satz.
- Ein längerer Brief des Fernmeldeamtes erreichte mich am 06.02. 1984. Der Verfasser, Inspektor Pochert, verwies auf die fehlenden finanziellen und technischen Mittel und schreibt: "Aus diesem Grund kann bei der Realisierung vorliegender Anträge nur auf Veränderungen bestehender Anschlüsse zurück gegriffen werden". „Ihr Antrag bleibt weiterhin vorgemerkt“.
- Im März 1985 starb unsere Wohnungsnachbarin. Uns wurde bekannt, dass sich im Wohnblock mehrere Mieter für den Telefonanschluß der Verstorbenen interessieren. Um diese Gelegenheit nicht zu verlieren, schrieb ich am 20.03.1985 an das Fernmeldeamt, erinnerte an meinen Antrag vom 01.10.1978 und informierte (pietätlos ?) über das Ableben unserer Nachbarin.

Aufgrund meines Briefes hatte das Fernmeldeamt den Anschluss der ehemaligen Nachbarin gesperrt.

- Am 01.04.1985 bekam ich vom Fernmeldeamt ein längeres Formblatt zugeschickt, das ich ausgefüllt zurückschickte und am 18.04.85 erteilte mir die Deutsche Post die Genehmigung für einen Telefonanschluß. In einem Schreiben wurde ich informiert, dass mein Anschluss ein Gemeinschaftsanschluss (Zweieranschluss) sei. Weil es für beide Partner nur eine Leitung gebe, könnten beide nicht gleichzeitig sprechen und sich gegenseitig auch nicht erreichen. Das Fernsprechgeheimnis bleibe gewahrt und die Berechnung der Gebühren erfolge getrennt voneinander.

Der Freude über das nach 6  $\frac{1}{2}$  Jahren erreichte Ziel folgte noch ein herber Nachschlag. In unserem Eifer, die „Tauben nicht verfliegen zu lassen“, hatten wir nicht bedacht, dass die Tochter der verstorbenen Nachbarin den Haushalt auflösen musste und dafür das Telefon gebrauchen konnte. So entlud sich vor unserer Korridor-tür der ungebremste Zorn der Erbin.

Unsere Erklärung und unser Angebot, bei uns kostenlos telefonieren zu können, nahm sie aus Protest nicht an. Wie wichtig das Telefon für uns war und wie hartherzig sich doch ihre Mutter verhalten hatte, als ich sie aus Thüringen bat, meine Frau zu verständigen, das ging ihr natürlich nichts an.

Das moderne Leben zwingt zur Nutzung von modernen technischen Mitteln, auch zur Informationsübertragung, deren Existenz die Menschheit über Tausende von Jahren nicht kannte. Ob es aber unbedingt notwendig ist, auch in öffentlichen Verkehrsmittel oder auf dem Supermarkt in der Warteschlange vor der Kasse zu telefonieren, bezweifle ich noch immer.

### **3. Treff an der Telefonzelle 1965**

Wer eine entsprechende Arbeit hatte und auf dem Schreibtisch ein Telefon konnte nicht nur selbst anrufen. Er konnte auch angerufen werden. Das war allerdings bei Nebenstellenanlagen oft nur über die Vermittlung bzw. handvermittelte Gespräche möglich. Größere Nebenstellenanlagen hatten ab den 60 er Jahren auch die Durchwahl. Eine Kontrolle der Berechtigungen für Amtsgespräche, also Gespräche über das öffentliche Netz der Post konnte mit der Technik nicht erfolgen. In Nebenstellenanlagen gab es aber die Variante Anschlüsse für den öffentlichen Fernsprecherkehr zu sperren. In den meisten Fällen konnte man doch den anzurufenden auf der Arbeit erreichen um diese oder jene private Absprache zu treffen. Ein Verbot von Privatgesprächen oder gar ein Kündigungsgrund wegen privat geführter Gespräche war nicht üblich.

Für meine Eltern war das schon eine günstige Situation. Hatten doch meine Großeltern ein Betriebstelefon zu Feierabend zur Verfügung, da sie auf dem Betriebsgelände wohnten und eine Pförtneraufgabe im Betrieb hatten. Tor schließen nach Betriebsschluss und nach dem Rechten sehen. Auch betriebliche Telefonate außerhalb der Arbeitszeit hatten sie anzunehmen. Anrufbeantworter, Rufumleitung und ähnliche Dienstleistungen gab es noch nicht.

Kurz so sind wir ab und an zur nächsten Telefonzelle auf der Winterbergstr. gelaufen. Für das Gespräch schluckte der mechanische Apparat 20 Pf. Er war aber wählerisch, nicht jeden 20er nahm er an. Da war es gut eine kleine Auswahl an 20 Pf Münzen zu haben. Dafür konnte jeder im Ortsnetz unbegrenzt telefonieren. Ferngespräche kosteten etwas mehr. Bei Ferngesprächen konnte es schon zu Münzproblemen führen. Man musste während des Gespräches die Ansage beachten um vor Gesprächsabbruch nachzuzahlen. Vorher zahlen war auch nicht sinnvoll, da es keine Geldrückgabe gab. Bestenfalls sind die nicht genutzten Münzen in das Münzausgabefach durchgefallen.

Da die Telefonzelle nicht nur zur eigenen Verfügung bereit stand, konnte es schon passieren die Nachbarn oder sonst Bekannte auf einen Schwatz zu treffen. Auf jeden Fall war die besetzte Telefonzelle immer ein Spiel mit der Unbekannten „Zeit“. Wie schon beschrieben, für 20 Pf war die Fernsprechzeit im Ortsnetz unbegrenzt. Daher gab es in der Telefonzelle noch das sinnige Gebot „Fasse dich kurz“.

Der Münzer war für mich als Kind Riesengroß und der Hörer sehr schwer. Jedenfalls kein Vergleich zu heutigen Telefonapparaten.

Oft ging es bei den üblichen Abendlichen Telefongesprächen nur um die Information wann der nächste Besuch ansteht und was ggf. zu besorgen wäre. Natürlich auch um die Frage, dass es Oma und Opa gut geht.

#### **4. Das Telegramm 1960**

Bis Anfang der 90 er Jahre war der vergessene Geburtstagsgruß nicht mit einem freundlichen Telefonanruf noch zu retten. In den meisten Fällen hatte der betroffene ja kein Telefon. Handy und SMS war noch hinter dem Horizont und damit außerhalb der vorstellbaren Varianten.

Einzige Rettung den vergessenen Brief oder die Geburtstagskarte machte einen schnellen Gang zur Post erforderlich. Ja es gab auch die Möglichkeit ein Telegramm per Telefon aufzugeben, aber da musste man eins zu Verfügung haben. Also auf der Post konnte man aus einem überschaubaren Angebot an Glückwunschtelegrammen auswählen seinen Text in ein Formular eintragen. Am Postschalter wurde mit der Annahme des Telegrammformulars die Anzahl der Wörter gezählt um die Bezahlung zu berechnen. Gleichzeitig wurde die Nr. des Glückwunschbogens notiert. Auf einigen Postämtern wurde das Formular mit den Telegrammdaten in eine

Hülse gesteckt um in einer Rohrpostanlage mit Staubsaugergeräuschen irgendwo in der Wand zu verschwinden. Damit war anzunehmen, das das Telegramm zu einem Fernschreiberplatz transportiert wurde. Nach Bearbeitung als Fernschreibens wurde auf dem Zielpostamt der Fernschreib-Text in die Telegramm-Glückwunschkarte eingeklebt. Nun musste der Telegrammbote je nach bezahlter Eile das Telegramm zustellen. Also von sofort als Blitztelegramm bis Zustellung über den normalen Postboten gewöhnlich am nächsten Tag war alles möglich.

Der kurzfristige Besuch oder die verspätete Ankunft konnte auch per Telegramm mitgeteilt werden. Solche „schnelle“ Informationen machten nur Sinn wenn man die üblichen Laufzeiten beachtete. Eine Laufzeit von 6 Stunden war schon recht gut, aber so genau wusste man es nicht. Nur hinterher war klar wie lange das Telegramm zum Ziel brauchte.

Es war also üblich nichts zu vergessen und rechtzeitig eine entsprechende Karte zu schreiben. Ansonsten musste man den Dingen seinen Lauf lassen und abwarten. Nach dem Motto kommen sie nicht mit diesem Zug müssen sie mit dem nächsten Zug kommen. Alles wird Gut !

5. Schriftverkehr zum Fernsprechauftrag

Fernmeldeamt  
InE/PASt 8a

801 Dresden, den 01.02.82  
Dr.-Otte-Muschke-Str. 2  
Fernspr.: 4848606  
Geöffnet Dienstag 9-18 Uhr

Ihr Schreiben vom 20.1.82 betreffs Einrichtung  
Antrag

eines Fernsprechanschlusses

.....  
.....  
ist hier eingegangen und wurde geprüft. Es besteht leider in absehbarer Zeit keine Realisierungsmöglichkeit. Die uns zur Verfügung stehenden Kapazitäten reichen nicht aus, um den hohen Bedarf an Fernsprechanschlüssen zu decken.

Wir merken Ihren Antrag für später vor und bitten, weitere Nachricht abzuwarten.

II/9/174 8.77 FMA Re-2336

Im Auftrag

*Gruhl*

# DEUTSCHE POST

## Fernmeldeamt



Fernsprechanmeldestelle

Deutsche Post, Fernmeldeamt, PF 3, Dresden, 8036

Herrn  
Hans-Christian Schilling

Am Torbogen 6

Dresden

8036

- Postzeit 6.10.88 Postnummer 606 Postfach PAST 8a Postzeit 4.11.88

### Einrichtung eines Fernsprechanchlusses

Werter Herr Schilling!

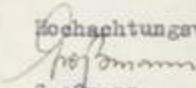
Wir bestätigen hiermit den Eingang Ihres Schreibens. Die für Ihr Wohngebiet zuständige Vermittlungsstelle Dresden-Seidnitz ist restlos voll beschaltet, so daß wir seit Jahren nur auf Kündigungen von bestehenden Anschlüssen angewiesen sind.

Die Inbetriebnahme der neuen Vermittlungsstelle Dresden-Prohlis hat auf Ihren Vermittlungsbereich keine Auswirkungen.

Ihr Antrag bleibt, gleich vielen anderen unerledigten Anträgen, weiterhin bei uns vorgemerkt.

Wir bedauern, keinen positiven Bescheid geben zu können.

Hochachtungsvoll

  
Großmann  
Obersekretär

## **6. Pressemitteilungen**

### **Sächsische Zeitung vom 15.11.1991**

#### **Verbittert über Telekom**

... ist unsere Leserin Angelika Risse/ Geschäftsinhaberin aus Röderau. Sie schrieb uns unter anderem: „Seit zwei bis drei Monate gibt es in Röderau keinen Münzfernsprecher mehr. Die Post, die bisher einzige Chance, noch Geschäftspartner und Kunden anrufen zu können, öffnet ab 1. Oktober 1991 von 10 bis 12 und 15 bis 17 Uhr, genau in der Zeit, wo ein Geschäftsinhaber, der allein arbeitet, seinen Laden nicht verlassen kann. Also gibt es nur noch eine Möglichkeit, nach Riesa zu fahren. Das Hauptpostamt ist stark beansprucht und es gibt mitunter lange Wartezeiten. Das „hebt“ die tägliche Arbeitsfreude und erhöht die Kosten. Kurzum, ich bin verbittert. Im Interesse der Röderauer interessiert mich, wenn Telekom die Möglichkeit schafft, durchgehend von einem öffentlichen Fernsprecher telefonieren zu können und in unseren Ort eine Erweiterung des Fernsprechnetzes vorgesehen ist.“

### **Sächsische Zeitung vom 18.12.1991 Ausgabe Pirna**

*Leserkritiken beantwortet*

#### **Inbetriebnahme in diesen Tagen**

Zur Anfrage unserer Leserin, Angelika Risse (SZ vom 15. November -1991) über fehlende Telefone in Röderau erhielten wir jetzt eine Antwort der Telekom Dresden. Darin heißt es: „Das öffentliche Telefon in Röderau ist so stark beschädigt worden, dass eine Reparatur des Telefonhäuschens und das Installieren eines neuen Münztelefons erforderlich wurden. Die dafür benötigten Bauteile und Geräte stehen uns erst jetzt zur Verfügung. Die Wiederinbetriebnahme wird deshalb noch vor Weihnachten erfolgen. Die Einrichtung weiterer Telefonanschlüsse in Röderau setzt den Ausbau unseres Kabel- und Leitungsnetzes in diesem Bereich voraus. Nach dem gegenwärtigen Stand der Planung wird das in den Jahren 1993/1994 geschehen. Damit kann leider erst 1994 für Röderau eine bedarfsgerechte Versorgung mit Anschlüssen garantiert werden. Obwohl Telekom engagiert am Aus- und Aufbau eines

leistungsfähigen Telekommunikationsnetzes arbeitet und dabei im Regierungsbezirk Dresden Investitionen in Millionenhöhe einsetzt, ist eine flächendeckende Versorgung mit den verständlicherweise begehrten Telefonanschlüssen kurzfristig nicht möglich."

### **Sächsische Zeitung vom 07.07.2009 Ausgabe Dresden**

#### **Telekom: DSL für Striesen erstmals in zwei Wochen**

Nur noch wenig Zeit bleibt der Telekom, um die seit Monaten angekündigte Inbetriebnahme des DSL-Netzes für Striesen und Blasewitz zu bewerkstelligen. Laut interner Zielvorgabe sollen die ersten Anschlüsse in der Woche vom 20. bis 24. Juli freigeschaltet werden, teilte Unternehmenssprecher Ralf Sauerzapf gestern mit. Vorher müssten allerdings noch einige Tests gemacht werden. Die letzten technischen Komponenten, die den Start des neuen Breitbandnetzes ermöglichen, werden morgen geliefert.

Nach Angaben von Oberbürgermeisterin Helma Orosz (CDU) hat die Telekom in den vergangenen Monaten mehrfach den Monat Juli für die erste DSL-Verfügbarkeit in Striesen und Blasewitz genannt. Dort warten mehrere Tausend Kunden auf die neue Technik.

### **Sächsische Zeitung vom 21.07.2009**

#### **Telekom baut DSL-Netz aus in Malschendorf**

Derzeit baut die Telekom das DSL-Netz in Malschendorf aus. Dazu muss an der Krieschendorfer Straße an jedem Verteiler eine Baugrube ausgehoben werden, um die neue Technik einzubauen. Zudem sei es notwendig, entlang der Kabelstrecke einzelne kleinere Gruben auszuheben, teilte Telekom-Sprecher Georg von Wagner mit. Sobald die Arbeiten abgeschlossen sind, werden die Kunden nach und nach auf DSL umgeschaltet.

## 7. Geschichten



### Deutschlandtreffen und ein Telefonat aus Berlin



Im Jahr 1964 war ein Festnetztelefon eher die Ausnahme und Handys gab es keine. Üblich war ein Telefonapparat W38 wie oben abgebildet. Der Telefonapparat war schön schwer und mit Wählscheibe. Mit den Impulsen der Wählscheibe wurden die Wähler in der Vermittlungsstelle fast direkt gesteuert. Für die private Kommunikation stand kaum ein Telefon zu Hause bereit. Die meisten Telefongespräche auch für private Zwecke wurden also über das Telefon im Betrieb geführt. Allerdings auch nur, wenn man die Möglichkeit zu telefonieren hatte, da nicht an jedem Arbeitsplatz ein Telefon zur Verfügung stand. Das betriebliche Telefon konnte aber auch für die öffentliche Kommunikation, also die Amtsverbindung gesperrt sein.

Ja „da ruf“ ich doch gleich mal zu Hause an. Ich will nur mitteilen, dass ich doch etwas später komme als angekündigt. So oder ähnlich habe ich jetzt schnell das Handy zur Hand und die Mitteilung ist erledigt und das Problem gelöst.

1964 war es nicht so einfach mal schnell anzurufen. Es galt alles vorher gut abzusprechen oder mit Postkarte oder Brief zu hantieren. Diese Kommunikation brauchte aber Zeit, war nichts für dringliche Angelegenheiten.

In meiner Lehrzeit zum Fernmeldemonteur habe ich gelernt wie Grosswählnebenstellenanlagen, Sicherheitsanlagen, Feuermeldeanlagen usw. gebaut werden. Ich war dazu in einer Gruppe von 6 Lehrlingen, die von Baustelle zu Baustelle in den Betrieben, Museen oder Krankenhäuser meist die Kabel für die Anlagen verlegten. Wir trafen uns oft nur zu Lehrunterweisungen. Auf einer der Lehrunterweisungen kam Johannes oder Eberhard mit dem Gedanken etwas gemeinsam zu Unternehmen und so nach Berlin zu fahren. Dazu gab es das Angebot, die beste Lehrlingsgruppe kann nach Berlin zum Deutschlandtreffen im Mai 1964 fahren. Wir haben uns also angestrengt und konnten das Rennen gewinnen. Wir fuhren also als Lehrlingsgruppe nach Berlin, genauer Ost-Berlin. 1964 bestand die Mauer schon. Auf dem Deutschlandtreffen gab es viele Veranstaltungen, Musik und viele Jugendliche. Es war schon toll, so in der Gruppe in Grünau mit dem Motorboot zu fahren. Das gab es in Dresden nicht.

Nicht so toll war die Fahrt nach Berlin in Güterwagen ohne Sitze und ohne Fenster aber mit einer großen Gepäcktür und im Wageninneren teilweise mit Zwischenboden. Also hart auf dem Boden sitzen und ständig etwas Zugluft. Die Türen waren ja nicht geschlossen und die Holzverkleidung der Wagen war auch nicht so dicht. Wohl auch wegen fehlender Toiletten musste der Zug oft halten. Jedenfalls erschien Berlin sehr weit von Dresden weg zu sein.

Die Unterbringung in Berlin in einer Schule in Köpenick mit 30 Leuten auf Stroh in einem Klassenzimmer war zwar rustikal aber für diese Zeit nicht ungewöhnlich. Außerdem dauerten die Veranstaltungen oft so lange, das an schlafen kaum zu denken war.

Nun war ich wohl die ganze Anstrengung nicht gewohnt oder ich hatte mir irgendwie was eingehandelt. Jedenfalls wurde mir nach kurzer Zeit immer unwohler. Auf den Gedanken anzurufen, um Rat zu holen kam ich nicht. Wo sollte ich anrufen? Zu Hause gab es kein Telefon. Es kam wie es kommen musste, das Problem löste sich nicht von selbst. Schon nach kurzer Zeit war mir so schlecht, dass ich mich in der Unterkunft aufs Stroh legen musste. Von dort wurde ich vom medizinischen Dienst eingesammelt und einer Ärztin vorgestellt. Danach konnte ich gar nicht so schnell denken wie ich mit Blaulicht ins Krankenhaus transportiert wurde. Ich konnte Gerade noch Steffen aus unserer Gruppe bitten meinen Eltern Bescheid zu geben, denn nun würde das Berlinabenteuer etwas länger dauern. Ja, ein Handy oder Telefon waren nicht verfügbar und wo sollte ich anrufen?

Als meine Eltern von meinem Weg ins Krankenhaus erfuhren, machten sie sich natürlich Sorgen hatten aber keine Ahnung, wo ich sein könnte und worum es ging. Mein Vater hatte im Betrieb ein Telefon und suchte mich in Berlins Krankenhäusern. Nach 3 oder 4 Tage hat mich mein Vater telefonisch sprechen können. Natürlich war da schon fast alles überstanden, mir ging es besser und ich konnte mitteilen, dass ich bald nach Hause kommen würde.

Ich konnte nicht sagen mit welchem Zug und vor allem zu welcher Zeit ich kommen würde. Jedenfalls war ich bald wieder gesund und munter zu Hause und konnte alles erzählen, so dass alle wieder froh und zufrieden waren. Aber mit Handy oder Telefon läuft heutzutage so etwas ganz anders.

Da ruf ich doch gleich mal an!



**Es brennt!**



Irgendwann an einem Sonntag im Juni 1973 war der Tag besonders schön, um ihn im Garten zu erleben. In der Siedlung am Torbogen in Seidnitz haben alle Wohnungen einen kleinen Garten. Es lag also nahe den schönen Sommertag bei einem Buch im Liegestuhl im Garten zu genießen. Es war eine ruhige Geschäftigkeit in den Gärten der Umgebung. An der Garage wusch der Nachbar

seinen Trabi und in anderen Gärten wurden die Tomatenpflanzen gepflegt oder nach den Erdbeeren gesehen. An anderer Stelle schwatzen Nachbarn am Gartenzaun. Die Sonne wärmte und die Zeit verging wie im Fluge. Genau diese schöne Stimmung lockte in den Garten. Es war ja auch wirklich schön im Garten. So verging die Zeit unbemerkt viel zu schnell. Wenn nun der Sonntagsbraten schon auf dem Herd stand und allein gelassen wurde, gab es damit schnell ein Problem. Vielleicht war es auch ein fehlendes Kraut für den Sonntagsbraten, das den Gang in den Garten veranlasste. Doch irgendwann kommt der geduldigste Herd oder Braten außer Rand und Band. Als die ersten Rauchschwaden aus dem Küchenfenster des Nachbarhauses erst unauffällig auf die Lage aufmerksam machten, achtete noch niemand darauf. Als dann doch bedrohliche Wolken auf ernste Gefahren aufmerksam machten, kam Bewegung in die beschauliche Gartenatmosphäre. Natürlich schreckten alle Gartenfreunde auf. Die Köchin versuchte mit eiligen Schritten den Sonntagsbraten noch für genießbare Zwecke zu retten. Doch bald kam der Gedanke auf, die Feuerwehr zu rufen. Jetzt gab es aber ein Problem. Es gab ja kein Telefon. Oder, exakt gesagt, gab es in unserem Haus ein Telefon. Dieses Telefon war aber kein öffentliches Telefon. Es war ein Betriebstelefon der Feuerwehr. Es ist schon komisch, aber für die Feuermeldung war dieses Telefon nicht besonders geeignet.

An der Dobritzer Straße, Ecke Bergfelder Weg, gab es den nächsten Feuermelder. Der Feuermelder war in 3 Minuten zu erreichen. Bei Feuermeldung signalisierte der Feuermelder in der Feuerwache den Standort des Feuermelders und schon konnte die Feuerwehr in ihrer notwendigen Eile zum Feuermelder fahren. Der feuermeldende Mensch hatte nach Drücken des Alarmknopfes nun die Aufgabe, am Feuermelder auf das Eintreffen der Feuerwehr zu warten, um die Feuerwehr zum eigentlichen Brandherd zu begleiten beziehungsweise sie hinzuführen.

Bis zu diesem Zeitpunkt war dann schon so viel Zeit vergangen, dass der Sonntagsbraten schon mehr als ein Schmorbraten war. Nachdem der Raum vom Qualm weitestgehend befreit war, konnten die Feuerwehrleute nun noch ganz amtlich feststellen, dass die Gefahr vorüber ist und das Mittagessen wegen fehlenden Braten ausfallen muss.

In diesem Fall ging alles gut aus. Es ist aber um vieles besser ein Telefon oder Handy zur Verfügung zu haben, wenn eine Gefahr die Feuerwehr nötig macht.



## **Quellen**

Rudi Strahl; Ton Mensch zu Mensch; Ein buntes Sammelsurium in Versen und in Prosa; Mit Illustrationen von Karl-Georg Hirsch; Im Mitteldeutschen Verlag Halle-Leipzig -1978

Sächsische Zeitung



